Der illustrierte Sonntag

Nummer 7 — Sonntag, den 16. Februar 1941 — 10. Jahrgang

Genius an der Wiege / Von der Geburtsstunde großer Männer

Im Jahre 1805 lebte in Odense in einem kleinen ärmlichen Zimmer ein junges Ehepaar, welches sich unendlich liebte: er, ein Schuhmacher, war kaum 22 Jahre alt, ein sehr begabter Mensch, eine echt poetische Natur; die Frau einige Jahre älter, unbekannt mit der Welt und dem Leben, mit einem Herzen voll Liebe. Der junge Mann hatte selbst seine Werkstätte und sein Ehebett zusammengezimmert und zu diesem letzteren das Holzgestell verwendet, welches kurz zuvor den Sarg eines verstorbenen Grafen, als dieser auf dem Paradebette lag, getragen hatte; die schwarzen Tuchreste an den Brettern erinnerten noch daran. „Anstatt der gräflichen Leiche, umgeben von Flor und Kandelabern, lag hier am 2. April des Jahres 1805 ein lebendes, weinendes Kind, das war ich, Hans Christian Andersen. Mein Vater soll die ersten Tage am Bett gesessen und laut im Holberg gelesen haben, während ich schrie. Ich schrie fort, auch in der Kirche, als ich getauft wurde, so daß der Prediger, welcher ein ärgerlicher Mann war, sagte: „Der Junge schreit ja wie eine Katze", welches ihm meine Mutter nie vergessen konnte. Ein armer Auswanderer, der Gevatter stand, tröstete sie inzwischen damit, daß ich, je lauter ich als Kind schrie, desto hübscher singen würde, wenn ich älter geworden wäre."

Der arme Gevatter behielt recht. Aus dem schreienden kleinen Knaben sollte ein großer Erzähler und Dichter werden, dem das „Märchen seines Lebens" den Grundton gab für alle, die er später schrieb. Und konnte es Wundersameres geben als das Schicksal des Schusterjungen von Odense, der aus tiefster Armut emporstieg zum Freunde von Königen, zum Gefährten großer Künstler und zum zärtlich geliebten Onkel aller Kinder Europas?!

❦

Warum trieb es den Goldschmiedgesellen Dürer just im Jahre 1455 aus seiner ungarischen Heimat fort und nach Nürnberg? Was veranlaßte ihn, sich dort seßhaft zu machen und nicht in den Niederlanden, die er vorher bereist hatte und die sicherlich seinem Gewerbe ebenso günstig gewesen wären, sondern gerade Nürnberg, wo er dann die ehrsame Jungfer Barbara Holper freite, seines Meisters Tochter? Vielleicht geschah dies alles, damit sein Sohn Albrecht Dürer hier, im Herzen Deutschlands, zur Welt kommen konnte, in dieser Stadt, die ihre Fäden gleichermaßen nach Norden und Süden spann, in der Handel und Handwerk ebenso gediehen wie Kunst und Wissenschaft und die deshalb wie kaum eine andere geeignet war, den Mutterboden eines Genies abzugeben: eben jenes Albrecht Dürer, der hier am 21. Mai 1471 das Licht der Welt erblickte und dadurch Zeitgenosse Luthers, Maximilians I. und Melanchthons, aber auch Bellinis, Mantegnas, Tizians wurde.

Zur Zeit von Dürers Geburt wurde die Kindtaufe, die gewöhnlich dem Tage der Geburt auf dem Fuße folgte, mit aller Pracht, deren die einzelnen Stände fähig waren, begangen. Eine Nürnberger Taufordnung von 1400 verbietet dem Bürger, „seidene Decken und Tücher, so mit Perlen und Gold bestickt sind", woraus wir ersehen können, welches Ausmaß von Luxus damals auch bei den Geburtsfeiern üblich war.

Ende des achtzehnten Jahrhunderts, mit der wachsenden Bedeutung der Zeitungen, kam die Sitte der Geburtsanzeigen auf. So lesen wir mit seltsamem Schauer die Mitteilung von der Geburt eines Sohnes Otto, die Ferdinand v. Bismarck am gleichen Tage meldete, an welchem Napoleon, von Elba zurückgekehrt, sein Manifest gegen Europa erläßt. Bedeutsam sind auch Ort und nähere Umgebung, die diesen Abkömmling empfangen. In Bismarcks Elternhaus war 1809 der verwundete Major von Lützow gepflegt und verborgen gehalten worden, 1813 lagen die Lützower Freiwilligen hier in Schönhausen im Quartier, und vor demselben Kreuz, in derselben siebenhundert Jahre alten Kirche, deren Turmuhr dem Knaben Bismarck seine erste Lebensstunde anzeigte, sind Lützow und Jahn, Friesen und Körner zum Freiheitskampf eingesegnet worden.

❦

Ein anderer großer Deutscher, der in dem Brausen dieses Freiheitssturmes zur Welt kam, einer, der gleichfalls ein Kämpfer für deutsche Art werden sollte: Wilhelm Richard Wagner. Als das Kind den ersten Schrei tat, da wälzte sich der Pulverqualm der Schlacht von Bautzen über das sächsische Land. Tiefe Bangnis beherrschte die Menschen in Deutschland, nur in wenigen Herzen flammte bereits der Glaube an eine schönere, freiere Zukunft der Nation auf. Wie ein Geschenk der Götter wurde damals dem deutschen Vaterland dieser Sohn geboren, der später Millionen von Menschen im Erleben deutscher Kunst vereinen sollte. Am 22. Mai war Richard Wagner geboren worden. Am 23. aber zog auf abenteuerlicher Komödiantenfahrt, mitten durch Schlachtenlärm und Kriegsgetümmel, der Kapellmeister E. Th. A. Hoffmann in Leipzig ein; er, der entschiedenste Vertreter jener neuen romantischen Richtung, an die Richard Wagner einmal anknüpfen und die er zu einer letzten großen Vollendung führen sollte. Hier in Leipzig schrieb Hoffmann seinen „Goldenen Topf", der alsbald in den „Phantasiestücken in Callots Manier" mit einer Vorrede des Bayreuther Dichters Jean Paul erschien. Und in dieser in Wagners Geburtsjahr gedruckten Rede stehen jene prophetischen Worte, die uns heute wie aus geheimnisvoller Ahnung heraus geschrieben zu sein scheinen: „Bisher warf immer der Sonnengott die Dichtgabe mit der Rechten und die Tongabe mit der Linken zwei so weit auseinanderstehenden Menschen zu, daß wir noch bis diesen Augenblick auf den Mann harren, der eine echte Oper zugleich dichtet und setzt!"

Der kleine Richard aber, das neunte Kind seiner Eltern, lag in der Wiege des Hauses „Zum weißen und roten Löwen" am Brühl und merkte nichts von all dem Geschehen, das sich um ihn herum abspielte. Er schlief, trank, weinte oder lächelte — und währenddessen bereitete sich die Entscheidungsschlacht vor den Toren von Leipzig vor, die gewaltige, die Völkerschlacht. Und schließlich sah man den Kaiser der Franzosen an den Fenstern des „weißen und roten Löwen" vorüber aus der Stadt sprengen: barhäuptig, ein geschlagener Feldherr!

In der Jugendgeschichte großer Männer stoßen wir immer wieder auf seltsame Zusammenhänge. Schubert zum Beispiel, der Schöpfer des deutschen Liedes, wurde in eben den Tagen geboren, da Joseph Haydn sein „Gott erhalte" vollendete, jenes Lied, das er selber aus tiefstem Bedürfnis heraus zum Nationallied bestimmt hatte und das siegreich über alle politischen Entwicklungen hinweg das Lied der Deutschen geworden ist. Mussolini, ein Sonntagskind, wurde unter feierlichen Glockenklängen in einem kleinen Ort der Romagna geboren, „acht Tage, nachdem die Sonne in das Zeichen des Löwen getreten war", wie er selber schreibt. Von Alexander dem Großen berichtet man, daß seine Geburt dem König gleichzeitig mit drei Siegesbotschaften mitgeteilt wurde und daß dieser Umstand die Wahrsager zu der Prophezeiung veranlaßte, der unter solchen Zeichen geborene Prinz würde unbesieglich sein.

❦

Seltsames erzählt man auch von dem Geburtsjahr Friedrichs des Großen. Heißersehnt war der Prinz, denn die beiden erstgeborenen Söhne Friedrich Wilhelms I. hatte der Tod bald nach der Geburt dahingerafft, so daß die königliche Familie in der Sorge lebte, die Krone dereinst an eine Seitenlinie geben zu müssen. Man betrachtete es deshalb als ein besonders glückliches Vorzeichen, daß dieser Knabe im Januar, dem Krönungsmonat, zur Welt kam, und setzte die Taufe sofort auf den 31. Januar fest. Friedrich I., der erste preußische König, erhielt die Nachricht von der Geburt des Enkels bei der Mittagstafel. Er unterbrach das feierliche Zeremoniell, das er selber stets mit größter Strenge einzuhalten pflegte, begab sich zu der Wöchnerin und begrüßte bewegt den einstigen Erben seiner Krone, während ringsum die Glocken aller Kirchen im Lande zu läuten begannen und der Donner der Geschütze von dem freudigen Ereignis Kunde gab. Die Taufe wurde mit größtem Prunk in der Schloßkapelle begangen: Der kleine Prinz trug eine Krone auf dem Köpfchen.

Einige Monate nach dieser Festlichkeit, im Sommer 1712, ereignete sich etwas Seltsames. Eine amerikanische Aloe, die seit 44 Jahren, ohne zu blühen, den königlichen Lustgarten geziert hatte, entfaltete sich plötzlich zu ungeahnter, märchenhafter Pracht. Ihr Stamm entwickelte sich zu einer Höhe von drei Fuß, und die Menschen, die von nah und fern herbeiströmten, um die Wunderblume zu sehen, hätten 2722 Blüten an ihr zählen können. Kein Wunder, daß man dieses Naturereignis als günstiges Zeichen für das Königreich und seinen einstigen Herrscher ansah.

Karla Höcker.



(Scherl-M.)

Bereit zum Kampf

Ritter in Bronze vor dem Rathaus in Bremen / Von Professor R. Maison

Land der Väter – Mahnung an die Enkel

Hier auf dem Boden, auf dem wir stehen, dem Lande zwischen Meer und Bergen, haben unsere Väter schon vor uns jahrtausendelang gewohnt. Immer haben Deutsche auf diesen Hügeln, in diesen Ebenen ihre Aecker gebaut, ihre Bäume geschnitten, sind Deutsche auf diesen Wegen gegangen, haben in diesen Wäldern Hirsche und Rehe gejagt und Fische in diesen Flüssen und Seen gefangen. Auf diesem Boden haben sie jahrtausendelang Freude und Leid gelitten. An diesen Wassern, Wäldern und Weiden, an dem schönen Umriß dieser Hügel und Berge haben sie ihre Freude gehabt. Für dieses Land haben sie mit Wind und Wetter, mit Flut und Frost und mit vielen Feinden gestritten. Für dieses Land haben sie Schmerzen gelitten und den Tod ertragen. In dieses Erdreich sind sie, unzählige Millionen, hinabgefahren zu ewiger Ruhe und sind wieder Erde geworden, deutsche Erde, auf der wir heute stehen, die uns ernährt, für die wir Krieg und Not ertragen und zu der wir hinabsinken werden, wenn wir gestorben sind. Und so auch unsere Kinder nach uns, wie wir hoffen, noch jahrtausendelang.

Glaubt nun ja nicht, daß nun die Väter ganz tot und vergangen sind. Wenn einer versucht, dies Land, wo seine Väter schlafen, zu verlassen und in ein fremdes Land zu gehen, so wird er es merken, wenn er auf die Stimme seines Herzens zu hören nicht verlernt hat. Der Verstand und der Geist mögen sagen: „Wir wollen hier in fremdem Land bleiben, wo es uns gut geht. Hier werden wir reich ohne viel Mühe. Dies Land ist üppiger und dankbarer wie unser Vaterland. Das nährt seine Söhne nur mit viel Arbeit. Das muß immer gewappnet stehen, wenn es unter vielen Feinden bestehen will. Hier kannst du weiße Kleider tragen und in der Sonne liegen, die immer scheint. Daheim ist das halbe Jahr Winter und Nebel, Frost und Regen."

Aber das Herz, wenn es noch lebt und nicht vor Gelddurst und Gier nach Wohlleben gestorben ist, weint nach Deutschland. „Nur dort", antwortet es, „bin ich zu Hause, und wenn ich hier noch so schöne Häuser habe. Nur dort ist mir ganz wohl auf Erden. Wir haben hier in der Fremde wohl besseres Essen und Trinken, Frost und Not tut uns hier nicht weh. Aber lieber arm daheim, als reich im Elend. Es zieht mich mit Gewalt in das rauhe, herbe Land der Väter, wo immer Krieg droht, das immer in Gefahr ist. Ja, lieber wollte ich aufhören zu schlagen, als mich von diesem Land für immer getrennt wissen. Ich weiß nicht, was es ist, aber es zieht mich wie mit Stricken zu ihm zurück."

Es ist die Stimme der Väter, die dem Herzen zuruft, seiner Väter, die in diesem Lande gelebt haben, die hier gestorben und begraben sind. Aber alle Liebe, die sie für das Land empfunden, alles Leid, das sie um seinetwillen getragen haben, ist nicht mit ihnen gestorben. Ihr Blut, beladen mit Liebe zur Heimat, ist in ihre Kinder geflossen, jahrtausendelang immer weiter, bis zu uns hin. Das lebt in unsern Herzen und tobt in unsern Herzen und zieht uns wie mit Stricken immer wieder in die Heimat.

Die Väter leben fort in unserm Blut, und wie sie müssen wir dies Land lieben und darum streiten und leiden mit Freuden.

Das haben wir auch endlich begriffen. Lange genug wußten die Deutschen es nicht. Sie sind nach Norden und Süden, Osten und Westen gezogen und wollten besseres Land und bessere Heimat finden. So viele zogen fort, daß die alte Heimat selber leer wurde, und daß Fremde kamen, die hier wohnen wollten und sich breit machten. Und indessen starben in fremden Landen in Krieg und Elend die Söhne Deutschlands, die ihre Mutter verlassen hatten. Millionen sind in der Fremde untergegangen und haben keine Heimat gefunden. Darum lernten wir, daß unsere Heimat nur hier ist und nirgends anders. Wir wollen alle Welt gern anschauen und gelten lassen, aber zuletzt kehren wir immer wieder heim an den Rhein, an den Main, an die Donau, an Elbe, Oder und Weichsel, oder wo sonst die Gräber unserer Väter sind, wo ihr Geist aus den Wipfeln der Bäume spricht, die sie gepflanzt haben; wo die Ströme von ihren Taten singen und die Berge und Wälder ihren Namen wissen, wo sie Dörfer und Städte, Burgen und Bauernhütten für ihre Kinder und hohe Dome für Gott gebaut haben.

Da wollen wir bleiben und ihrer gedenken, so gedenken wir nicht an Totes, sondern an Lebendiges, nicht an Vergangenes, sondern an Gegenwärtiges und Zukünftiges. Wir wollen immer gern anschauen, was sie Großes und Geringes getan haben, wo sie klug und wie sie töricht gewesen sind, so schauen wir in einen Spiegel, in dem wir uns selbst erkennen und verstehen lernen.

Will Vesper.

Vier Jäger und vier Frauen

Wer da glaubt, das Stehen und Warten am Fuchsbau sei ein reines Vergnügen, der hat es noch nicht mitgemacht. Ja, wenn es dann Herbst oder Frühling wäre, ließe sich die Sache noch von der lustigen Seite an, aber so? Der Beigeschmack ist manchmal recht bitter, unter Umständen sogar so bitter, daß man davonlaufen möchte und es zuweilen auch tut; denn Reineke, der Fuchs, der rote Freibeuter, der Prügelknabe der Bauern und der Liebling der Jäger, hat es so eingerichtet, daß sein Balg nur Wert hat, wenn der Winter seine Herrschaft antritt. Aber dann zieht er es bei guten Tagen immer noch vor, sich in Gottes freier Natur von den Strapazen der nächtlichen Jagd zu erholen, als im muffigen Bau zu schlafen. Sogar die Zeit, in welcher er auf Freiers Füßen geht, und oft zu mehreren im Bau anzutreffen ist, verlegt der schlaue Bursche zum Verdruß der Jäger in die Zeit der grimmigsten Winterkälte. Also ein reines Vergnügen ist die Baujagd keineswegs, aber was tut man nicht alles um einen roten Balg.

Zu vieren waren wir seinerzeit ausgefahren, und zu vieren standen wir nun auf einem großen, weitverzweigten, uralten Bau. Es hat ja wohl keinen Zweck, daß ich die Herren erst der Reihe nach vorstelle, und ich glaube auch nicht, daß beiderseits viel Wert darauf gelegt wird, wir wollen sie deshalb kurzerhand mit ihrem Vornamen nennen: also Fritz, Franz, Friedrich und Wilhelm.

Diese vier hatten auch jeder eine Frau, die wollen wir aber überhaupt nicht vorstellen, denn sie wurden von ihren Männern meist mit einem Kosenamen gerufen, besonders beim Abschied, und das aus Dankbarkeit dafür, daß sie ihnen zuliebe es mal wieder auf sich genommen hatten, einen langweiligen Sonntag zu verleben, während die Männer den Freuden des Weidwerks nachgingen.

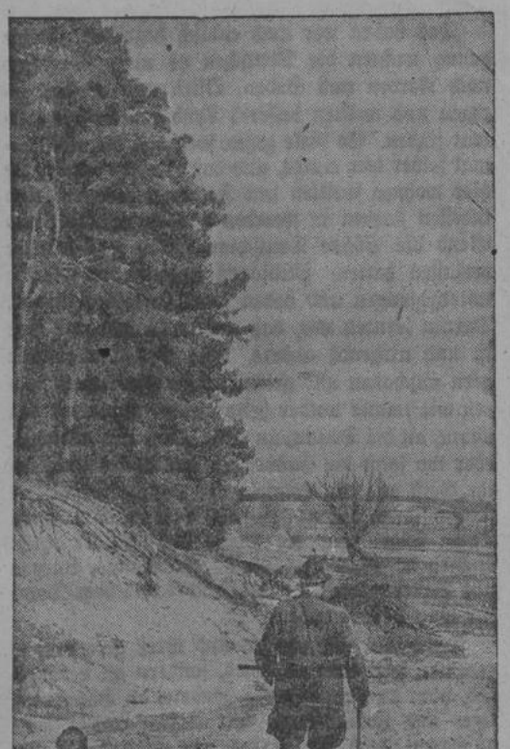
Frau Fritz war eine resolute, kinderliebe Frau, die ihrem Manne gerne jegliches Vergnügen gönnte, weil er nicht nur lieb, fleißig und strebsam, sondern auch mehr als solide war, denn erstens rauchte er nicht, und zweitens kam es bei ihm auch höchst selten zu einer alkoholischen Entgleisung.

Frau Franz war ein Muster der Häuslichkeit. Sie konnte es aber trotzdem oder gerade deswegen nicht haben, daß ihr Mann zur Winterzeit mehr im Wald und auf der Heide als zu Hause im gemütlich warmen Zimmer war und nach ihrer Ansicht mit seiner Gesundheit umging wie die Sau mit dem Bettelsack. Sie hatte mit ihm in der Hoffnung, daß steter Tropfen den Stein höhle, dieserhalb auch schon manches Wort im Vertrauen gesprochen, aber viel hatte es nicht genützt.

Frau Friedrich war in dieser Hinsicht bedeutend großzügiger. Sie hatte den Grundsatz: „Er ist der Herr, er tue, was ihm wohlgefällt!“ Sie war lieb, wenn er ging und lieb, wenn er wieder da war. Sie brachte ihn zum Wagen und holte ihn ab, wenn er zu Hause landete. Der Zustand war also ideal!

Frau Wilhelm war jung und anpassungsfähig. Sie war allerdings der Meinung, daß man des Guten auch zuviel tun könne, dachte aber mehr als sie sprach, und das war gut so, denn ihr Mann war mehr für einen autoritären Staat als für einen demokratischen, auch im kleinen. Sie sagte deshalb öfters als gewöhnlich nur „Hmhm“, und dann wußte man nicht genau, ob das eine Zustimmung oder Verneinung sein sollte. Sie wunderte sich besonders darüber, daß die Fuchsjagden sich meistens reichlich lange ausdehnten, und ihre erste Frage am nächsten Morgen lautete dann stets: „Wann seid ihr zurückgekommen?“, und die Antwort darauf war fast immer dieselbe: „Es war so gegen elf“. Dann machte sie „Hmhm!“ und fragte nicht weiter.

Wir standen also auf dem alten Fuchsbau und froren wie die Schneider in Sibirien. Der Hund schliefe ein und fuhr aus, wurde laut und schr[illegible] wieder. Der Bau war also befahren.



Auf dem Pirschgang (Scherl / M.)

In der ersten halben Stunde standen wir still, das Gewehr im Arm, die Hand am Kolbenhals. Allmählich wurde die Sache aber unerträglich. Der Ostwind biß und kratzte. Ab und zu fuhr die rechte Hand zum Zwecke der Erwärmung in die Hosentasche, und die linke suchte Schutz unter dem Mantel. Doch jedesmal, wenn der Hund laut wurde, nahmen wir wieder Haltung an.

So verstrich wieder eine Viertelstunde, aber der Fuchs sprang nicht, obschon wir inzwischen auch den zweiten Teckel hatten schliefen lassen. Unsere Lage wurde aber immer unerträglicher. Die anfängliche Ruhe war einem allgemeinen Fußwippen gewichen, das Fußwippen artete sogar ab und zu in Stampfen aus, und schließlich löste Friederich die allgemeine Verzweiflung durch das erlösende Wort: „Ich kann nicht mehr, halbtot bin ich schon! Ich will mir doch um einen dummen Fuchs keine Lungenentzündung holen. Es scheint mir hier überhaupt eine ziemlich fuchsreiche Gegend zu sein.“

Das ging aber Wilhelm gegen den Strich, und er gestattete sich die Bemerkung: „Fuchsarm ist die Jagd auf keinen Fall, sonst hättest du auf dem ersten Bau keinen Fuchs vorbeischießen können. Doch wenn ihr auf einem Bau herumtrampelt, so macht sich der Fuchs, der hier bestimmt im Bau steckt, totsicher seine Gedanken darüber.“

„Aber erlaube mal“, protestierte Friederich gegen diese Anschnauzerei, „ich habe den Fuchs nicht vorbeigeschossen, denn der Schuß saß auf einer Fichte“

„Das stimmt, wir wollen aber keine Fichten, sondern Füchse schießen. Doch meinetwegen können wir hier Schluß machen und den nächsten Bau aufsuchen. Aber zuvor müssen wir wohl den zweiten Hund noch haben.“

Sie traten jetzt hin und her, einerseits, um sich zu wärmen, dann aber auch, um das Erscheinen des Teckels zu beschleunigen. Diese, die Blutzirkulation fördernde Bewegung wurde aber plötzlich durch den Ruf unterbrochen: „Da geht er hin!“

Ja, da ging er hin, der Fuchs nämlich, und ein ihm noch nachgeworfener Schuß erreichte ihn nicht mehr. Zornig schleuderte Wilhelm die noch rauchende Hülse fort, nahm auch die noch nicht abgeschossene Patrone aus dem linken Lauf und knurrte: „Das kommt von eurem dämelichen Trampeln. Hättet ihr euch ruhig verhalten, wäre der Fuchs uns wohl sicher gewesen.“

Mittlerweile war auch Dackel Nr. 2 wieder da. Er wurde angeleint und erntete für seine ausdauernde unterirdische Tätigkeit nicht einmal ein Wort des Dankes. Vorsichtig tasteten sich die vier Jäger mit ihren beiden Hunden den steilen Hang hinunter. Und eben hatte Fritz seine erste Mahnung zur Vorsicht noch einmal wiederholt, da setzte sich Friederich unverhofft auf seinen Südpol und rutschte wohl fünf Meter abwärts, wo er an einem Stubben Halt fand. Er befühlte seine Knochen und meinte, die Gegend sei mehr als dämelich.

Freund Wilhelm hatte ihm eben erwidert, daß nicht die Gegend, sondern der Kerl dämelich sei, da kam er selbst in Rutschen und benutzte seinen Hosenboden als Bremse, und Friederich freute sich noch darüber. Franz aber sagte: „Wenn ihr auf dem H . . . laufen könnt, so laßt doch eure Beine nächstens zu Hause, dann werden sie auch nicht kalt.“ Dafür warf ihm aber Wilhelm einen spinngiftigen Blick zu, der sich erst milderte, als Fritz sich in die Hundeleine verwickelte und eine Fichte umarmte, um sich vor dem Falle zu bewahren.

Endlich standen sie auf der Straße. Niemand sprach ein Wort, aber jeder suchte im Gesicht des andern zu lesen, ob er wohl noch Meinung für Fortsetzung der Jagd auf einem andern Bau habe. In dem jugendlichen Wilhelm war der Tatendrang noch nicht erfroren. Er war für Fortsetzung, die andern aber nicht.

Und Friederich sprach: „Ich bin wirklich schon halb erfroren!“

Und Franz sagte: „Ich weiß einen Bau, wo es mollig warm ist. Dahin wollen wir, um uns unsern Frauen zu erhalten.“

Und Fritz sagte: „Auf, auf zum warmen Bau! Da gibt es Kaffee und warme Würstchen und vorher einen ‚Jonas‘!“

Und Wilhelm sagte: „Zum Henker mit eurem warmen Bau! Aber da ich überstimmt bin, werde ich wohl folgen müssen.“ Damit schritt er dem Wagen zu, der etwa einen Kilometer nördlich an der Landstraße stand. Es dauerte aber geraume Zeit, bis der Motor ansprang, und dann ging's dem Dorfe zu.

Man muß es dem Wilhelm neidlos zugestehen, daß er fahren kann und seinen Wagen kennt und beherrscht. Heulend nahm der brave Opel die Höhe, und nur ab und zu gestattete er sich ein Tänzchen nach links oder rechts. Als er aber in ungestümem Vorwärtsdrängen in eine Schneewehe geriet, blieb er stecken und tat's nicht mehr.

„Aussteigen!“ kommandierte Wilhelm, und wir stiegen aus, nahmen die Schaufel aus dem Kasten und begannen abwechselnd, die Bahn frei zu machen.

„Einsteigen!“ kommandierte Wilhelm, und wir fuhren wieder ab. Kurz vorm Dorfe aber gerieten wir in eine neue Schneeverwehung, und der Opel streikte abermals.

„Aussteigen!“ kommandierte Wilhelm, und wir gehorchten. Doch Franz sagte: „Komm, wir gehen zum Wirtshaus und holen Hilfe!“ Und sie fanden dort auch Hilfe und schickten sie. Und sie hatten kaum den zweiten Jonas bestellt, da begann es draußen zu prusten, der Opel war da.

Im Ofen prasselten dicke Buchenkloben, Menschen und Hunde tauten allmählich auf, die Stimmung stieg über den Gefrierpunkt und wurde sogar gemütlich. Selbst Wilhelm vergaß des Tages Mißgeschick und spendete die übliche Runde. Ganz unvermittelt aber fragte er dann: „Franz, was hat heute morgen deine Frau gesagt?“

„Ja,“ meinte der, „was sollte sie sagen? Ich sagte: ‚Auf Wiedersehen, Mutter!‘ und sie sagte: ‚Hoffentlich noch vor zwölf!‘“.

„Und was sagte deine, Wilhelm?“

„Ja, ich gab ihr einen Kuß und sagte: ‚Auf Wiedersehen, Mutter, heute abend komme ich früh nach Hause!‘“.

„Und was sagte sie?“

„Nicht viel! Sie sagte nur: ‚Hmhm, was man so unter früh versteht!‘“

Und Franz sprach zu Friederich: „Und wie war denn deine Alte heute morgen gelaunt?“

Doch Friederich legte sein Gesicht in strenge Falten und knurrte: „Zunächst muß ich dir sagen, daß meine Frau keine Alte ist. Sie kann sich wohl noch sehen lassen.“

„Wie der Herr, so's Geschirr“, entgegnete ihm schmunzelnd der also Gemaßregelte, „doch nun zur Sache!“

„Ja, ich gab ihr die Hand und sagte: ‚Auf Wiedersehen, Mutter, laß dir die Zeit nicht lang werden!‘ Doch sie lachte dazu und teilte mir zum Troste mit, daß sie nachmittags zum Kaffee eingeladen sei. Zum Schluß bat sie noch: ‚Friederich, komme nur nicht so kalt nach Hause, sonst wirst du im Bett nicht warm. Ich lege dir eine Wärmflasche ans Fußende und ein Katzenfell unter den Rücken. Warmer Kaffee und Butterbrote stehen in der Küche und die Pantoffeln unterm Herd‘.“

„Das ist wirklich allerlei“, meinte Freund Wilhelm darauf, „wenn du aber wußtest, daß du eine Wärmflasche ans Fußend und ein Katzenfell unters Kreuz bekamst, so hättest du auch noch eine Viertelstunde auf dem Bau aushalten können. Dann brächten wir jetzt wenigstens einen Fuchs mit nach Hause.“

Und Friederich sprach zu Fritz: „Na, und wie war denn der Abschied bei dir?“

Und Fritze trank den Rest seines Kaffees aus und sagte: „Meine Frau schlief, und ich stahl mich ganz leise aus der ehelichen Rumpelkammer auf die Küche. Als ich da aber einen gut gedeckten Frühstückstisch fand und eine Thermosflasche mit heißem Zitronentee, da wurde mir ganz weich ums Herz. Und ehe ich ging, legte ich zwei Mark auf den Tisch, riß einen Zettel aus meinem Notizbuch und schrieb darauf: ‚Für Sonntagskuchen!‘ Beim Einpacken der Stullen wurde mir aber noch einmal ganz weich ums Herz. Ich legte zu den zwei Mark noch eine Mark hinzu und schrieb auf den Zettel: ‚Und Schlagsahne!‘. Dann habe ich mich aufgemacht.“

Und Wilhelm sprach: „Herr Wirt, noch vier Jonas!“ Und als die kamen, nahm er das Glas und sagte: „Auf das Wohl unserer Frauen! Doch nun müssen wir wohl fahren. Ich habe mir aber noch eine Schüppe zu der unseren geliehen. Dann geht es schneller, wenn wir mal wieder festsitzen sollten.“

Franz Kesting.

*

Anekdoten - Humor

Ein Pächter einer staatlichen Domäne in einem märkischen Dorf hatte sein Anwesen durch Fleiß und Sparsamkeit in die Höhe gebracht. Das schuf ihm, der auf den Namen Ochs hörte, eine Menge Neider.

Als nun die Pachtzeit ablief, bewarb sich ein Nachbar mit Namen Krebs um die freiwerdende Stelle und bot der Behörde 6000 Mark mehr Pacht an, als bis dahin Ochs gezahlt hatte. Die Behörde stellte nun an Ochs das Ansinnen, entweder auch eine solche Summe mehr zu zahlen oder das Anwesen zu räumen.

Ochs wußte sich keinen anderen Rat, als sich an den König Friedrich zu wenden und ihm den Fall vorzutragen. Er schrieb in seinem Gesuch:

„Bei der bisher gezahlten Pacht haben sich Ew. Majestät Untertanen auf dem mir anvertraueten Amte sehr wohl befunden, und sie haben mir alle den Namen „Vater“ gegeben, weil ich väterlich für sie sorgen konnte. Sollte ich aber noch 6000 Mark jährlich zu der bisherigen Pachtsumme bezahlen, so würde ich dies nur durch Bedrückungen der Bauern leisten können, und unter diesen Umständen will ich lieber auf das Amt als auf den mir erworbenen Namen Verzicht tun!“

Der König gab das Gesuch mit folgender Randbemerkung an das zuständige Amt weiter:

„Es bleibt der Ochs, der feste steht, und nicht der Krebs, der rückwärts geht!“

*



„Sie dürfen nicht aussteigen, wennn der Wagen noch fährt!“

„Ich will aber hier zum Krankenhaus!“

„So, na wenn Sie durchaus ins Krankenhaus wollen, dann springen Sie ruhig ab!“ (Deike M.)

*

Zur Feststellung der genauen Personalien suchte ich die beim Häusler Kimmer als Kuhfagd dienende Marie Schwebbda auf. Sie zeigte mir ihr Dienstbuch. Darin stand: Dient als Legitimation. Ich bitte, zu erwägen, ob das nicht Vorspiegelung falscher Tatsachen ist, wo die pp. Schwebbda doch als Kuhmagd dient.

Wackerle, Ortsdiener.

*

Richter: „Ihr Einspruch gegen den Strafbefehl wegen Wilderns Ihres Hundes wird zurückgewiesen; es bleibt bei fünfzig Mark Geldstrafe oder im Nichtbeitreibungsfall zehn Tagen Haft.“ — Angeklagter: „Dann könnse det man jleich uff Haft umschreiben. Jeld hat mein Hund keenes, und die paar lumpijen Tage macht der jerne weg.“ („Angriff“)

Der illustrierte Sonntag
Verlag: C. Jos. Laumanns, Verlagsleiter: Friedr. Karl Laumanns. Hauptschriftleiter: (Emil Reuber, z. Zt. abwesend) i. V. Dr. Anton Hans Meyer. Anzeigenleiter: Herm. Schlepphorst, alle in Lippstadt. — Anzeigenpreis: 8 Pfg. pro 46 mm breite Anzeigenspalte. Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Auch jetzt die heilkräftigen Thermal-Solbäder in

Bad Waldliesborn

Thermal-Solquelle I. Ranges

Gute Erfolge bei Herz-, Nerven-, Rheuma- und Frauenleiden

Ruhe und Erholung

Prospekte frei durch die Badeverwaltung

Bäder, Arzt, Kurkarte, Verpflegung
Vierwöchige Pauschalkur 175,— Mk.

Pflanzen-Neuheiten!
Wer jetzt bestellt wird rechtzeitig beliefert
Edelbuschrosen, I. Qual., 10 Stck. 4.65
Polyantharosen, dto. 10 Stck. 4.65
Holländ. Hochstammrosen 1 Stck. 2.30
10 schönste Edelstauden . . 4.—
Begonienknollenneuheiten 10 Stck. 2.—
Gladiolenknollenneuheiten 10 Stck. 1.50
Edelnelkenneuheiten . 10 Stck. 3.80
Riesenhimmbeerneuheit: Nordmark
3 Mon. m. Früchten überäät 10 St. 6.50
Stachelbeerenhochstämme 1 Stck. 1.50
Riesengartenheidelbeeren 1 Stck. 2.60
Erdbeerneuheiten: riesig im Ertrag!
Deutschland, frühe Sorte 50 Stck. 4.50
Mieze Schindler, späte Sorte 50 St. 3.50
Illustrierte Preisliste kostenlos!
Versandgärtnerei Schonert,
Vossloch 1 bei Elmshorn in Holstein
Bei Bestellung Postamt u. Bahnstat. ang.

Bettnässen
Preis RM. 2.90. In allen Apotheken.
Vorrätig in Lippstadt: Einhorn-Apotheke und Engel-Apotheke.

Die hohe Auflage des
„Illustrierten Sonntag“
der jede Woche 2 Tage lang aufliegt und als Sonntags-Beilage besonders gern gelesen wird, garantiert für Ihre Anzeigen beste Wirkung.

Schreiner, 28 J., tadellose Vergangenheit, der nach dem Kriege den väterl. Kleinbetrieb übernehmen will, sucht mit einem lieben, netten Mädel bekannt zu werden zwecks
Heirat
Gfl. Zuschr. mögl. m. Bild u. M N 101 a. d. „Ill. Sonnt.“, Lippstadt.

Pfarrhaus auf dem Lande (Kr. Büren) sucht zum 1. April
Mädchen
über 18 Jahre, aus guter Familie zur Erlernung der Küche und des Haushalts. Taschengeld.
Angebote unter T U 83 an den „Ill. Sonnt.“, Lippstadt, erbeten.

Anzeigen werben immer!